

Amy Sackville  
Ruhepol



Amy Sackville

# Ruhepol

Roman

*Aus dem Englischen  
von Eva Bonné*

Luchterhand

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel  
*The Stillpoint* bei Portobello Books, London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Munken Premium Cream* liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

I. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2010 Amy Sackville

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012

Luchterhand Literaturverlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Karte von Peter Palm, Berlin

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

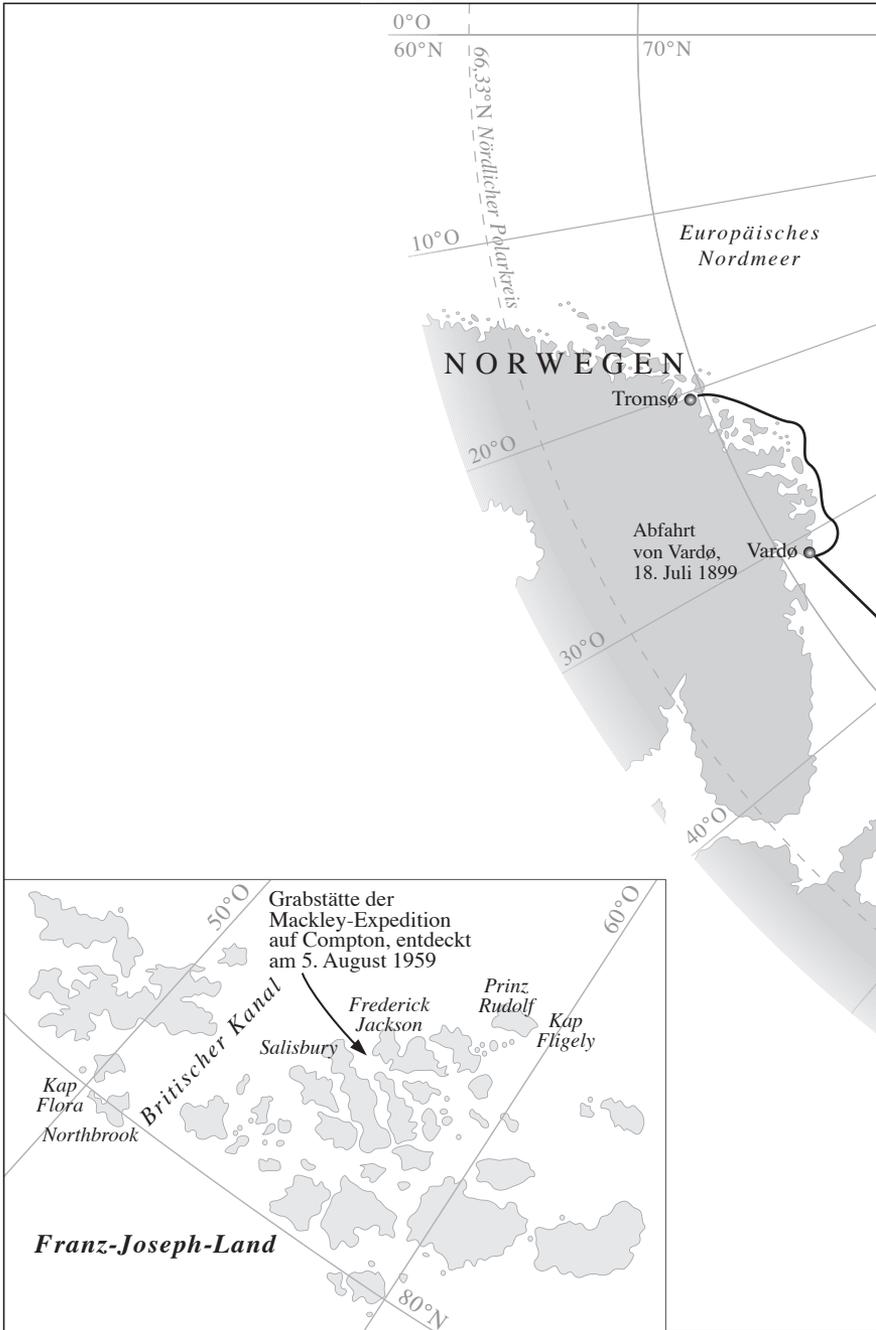
ISBN 978-3-630-87335-0

[www.luchterhand-literaturverlag.de](http://www.luchterhand-literaturverlag.de)

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog

[www.transatlantik.de](http://www.transatlantik.de)

Für Alistair







*Am Ruhepol der kreisenden Welt. Weder Fleisch noch fleischlos;  
Weder aus noch gen; am Ruhepol, dort wird getanzt,  
Doch weder Einhalt noch Bewegung. So sprich nicht  
von Beständigkeit,  
Wo Vergangenheit auf Zukunft trifft.*

T. S. Eliot, »Burnt Norton«



# Erster Teil



Warten Sie:

...

Da. Eine kleine Ellipse, eine winzige Pause tut sich auf, damit er hineingleiten kann. Dann Rückzug und Punkt.

Danach lösen sie sich voneinander und verwandeln sich, gelöst, in zwei getrennte Körper in einem überhitzten Raum zurück. Das Bett quietscht, als er sich auf seiner Seite schwerfällig aufsetzt und sich erhebt, um das Fenster in dem alten, gequollenen Rahmen aufzustemmen; nächtliche Geräusche dringen herein, ohne dass die Hitze nachlasse. Ein Auto fährt ungesehen vorbei, und sie stellt sich das Gesicht des Fahrers vor, blass im Schein des Armaturenbretts, er fährt allein und zu später Stunde durch die stille Stadt. Sie dreht sich auf den Rücken (quietsch) und legt sich eine Hand auf den Knochen zwischen ihren Brüsten; ihre Haut ist feucht, immer noch klebrig haftet sie am Laken an. Als sie sich noch einmal umdreht, um ihren Kopf auf seine Brust zu legen, und die neue, aber nicht frische Luft an den Beinen spürt, kreisen ihre Gedanken beim Eindösen diese Erinnerung ein:

*Als ich ein kleines Mädchen war, schnitten wir Löcher in die Welt. Meine Schwester nahm eine Schere, schnitt zwei parallele, waagerechte Linien in die Luft und dann eine senkrechte dazwischen, einen unsichtbaren Vorhang, den sie vorsichtig zwischen Daumen und Zeigefinger nahm und öffnete. Sie forderte mich auf, meine Hand durch das Loch zu schieben. Die Luft dahinter war, wir hätten es schwören können, anders. Reiner, fand ich.*

*Kühler, unverbraucht. Ich wackelte mit den Fingern, ließ meine Hand im Gelenk kreisen und zog sie wieder heraus. Im Laufe der Zeit vergaß meine Schwester das Spiel, aber ich probierte ein ums andere Mal, allein, den kleinen Zaubertrick aus, selbst nachdem man mich erwischt und ausgeschimpft hatte, weil ich mit Scheren spielte. Aber nie schnitt ich ein Loch, das groß genug zum Durchsteigen gewesen wäre, aus Angst, in jener anderen Luft zu stranden.*

*Heute denke ich, vielleicht bin ich damals durch eines der Löcher gerutscht, ohne es bemerkt zu haben.*

## *Morgendämmerung*

Ereignislose Stunden vergehen. Sie verschieben sich kaum merklich. Der Tag keimt auf und wird gleich beginnen, haben Sie Geduld. Wir beobachten sie zu einer Zeit, die uns meistens entgeht: wenn die Nacht schon weit vorangeschritten, der Morgen aber noch fern ist – jener Zeitraum, in dem wir, falls wir aufwachen, nicht genau wissen, ob vor uns weitere Stunden des Schlafs liegen oder ob wir in wenigen Sekunden aufgerüttelt werden von dem, was uns normalerweise den Tag ankündigt: Musik, das schrille Piepen eines Weckers, ein hartnäckiger Vogel am Fenster, ein geliebter Mensch, unsere Angst.

Treten Sie ein bisschen näher, aber seien Sie leise. Kommen Sie ganz nah an sein Gesicht heran, nah genug, um das sanfte Rasseln und den Gestank seines Atems wahrzunehmen; nähern Sie sich ihrer Wange, bis Sie die klamme Wärme ihrer Haut fühlen können. Die zwei schlafen wie so viele Paare, zunächst ineinander verschlungen und dann mit Abstand; wenn wir uns ihnen wieder zuwenden, haben sie jenen letzten bewussten Akt längst vollzogen, jene vorsichtige Trennung auf der Schwelle zum Traum.

Er hat eine ungünstige Körperhaltung eingenommen, eine Faust am Ohr und den Arm im spitzen Winkel, so dass er ihn ihr möglicherweise ins Gesicht stoßen wird, was in der Vergangenheit schon vorgekommen ist. Sein rechtes, nach außen gedrehtes Knie berührt fast, nur fast ihren Oberschenkel. In diese winzige, warme, schweißfeuchte Lücke zwischen seinem Knie und ihrem Schenkel würde kein Finger passen. Beide haben sich die Decke vom Körper gezogen, er komplett, sie teilweise. Nun,

da die Nacht vorangeschritten ist, weht eine sanfte Brise zum Fenster herein, die ihren Schlaf köstlich macht, auch wenn sie das erst merken werden, wenn sie dem Aufwachen entgegen-treiben.

Schauen Sie: Nun kommt er an die Oberfläche. Sein Arm streckt sich ein wenig, sein Ellenbogen kommt ihrem Wangenknochen gefährlich nah, aber dann zieht er ihn zurück und dreht sich weg von ihr, nimmt den Arm herunter, bis er an seinem Bauch zu liegen kommt. Seine Atmung beruhigt sich, und sie rollt sich mit einem langen, verträumten Seufzer noch fester zusammen. So gebettet, rühren sie sich nicht mehr.

In ein paar Stunden werden sie aufstehen und durch diese Tür ins angrenzende Badezimmer gehen, um die Rückstände der Nacht abzuwaschen. Hier ist es noch wärmer, noch stickiger; das fensterlose Bad ist dunkel, weil das Licht der Straßenslaternen, das durch die Schlafzimmerjalousie kriecht, bis hierher nicht reicht. Sie gehören nicht zu jenen Paaren, die ihre Waschungen im Beisein des anderen durchführen, wo der eine unter der Dusche steht, während der andere sich die Zähne putzt und so weiter. Beide brauchen ihre Intimsphäre, und obwohl sie sich durchgerungen haben, ihr Herz einander so weit wie möglich zu öffnen, haben sie die Geheimnisse des Körpers für sich behalten. Sie könnte es nicht ertragen, würde er ihr beispielsweise dabei zusehen, wie sie sich die Achseln rasiert oder wie sie, während sie auf der Toilette sitzt, ihre Zehennägel kürzer schneidet, wo es vonnöten ist. Er wiederum wäre peinlich berührt, könnte sie sehen, wie er in derselben Stellung die Zwischenräume seiner Zehen von Dreck befreit. Aber höchstwahrscheinlich werden sie niemals von der Ähnlichkeit ihrer Angewohnheiten erfahren. Er wird sie niemals beobachten und die Nase rümpfen – seine Nägel sind immer tadellos gepflegt, an den Zehen wie an den Fingern –, und sie wird niemals spöt-

tisch lächeln, weil sie sieht, wie er mit der Nagelbürste hantiert, siebenmal an jeder Hand. Wir könnten sie bei ihren Ritualen beobachten, würden wir hier am Waschbecken stehen bleiben und noch eine Weile warten; aber die Luft ist heiß und drückend, und sie riecht leicht verschimmelt, zudem hat es etwas Beunruhigendes, im Dunkeln vor einem Spiegel zu stehen, nicht wahr? Und vielleicht sollten wir sie auch nicht völlig ihrer geheimnisvollen Aura berauben, noch nicht. Wir wollen stattdessen ans Bett zurückkehren.

Während unserer Abwesenheit hat auch sie sich gedreht und die Decke ganz abgestreift, so dass die beiden nun den ungefähren Umriss einer Urne bilden; oben am Rand, wo die Köpfe in großem Abstand nebeneinanderliegen, ist sie am breitesten, nach unten hin verjüngt sie sich, bis der Abstand auf Höhe der Hintern nur mehr einen Fuß beträgt; die angewinkelten Knie formen den Bauch des Gefäßes, das bei den Füßen unten wieder spitz zuläuft. Der Zickzack seines Körpers ist spitzwinkliger als bei ihr, so dass ihre Fußsohlen, obwohl er um einiges größer ist als sie, sich berühren würden, schoben sie ihre Füße gleichzeitig nach hinten. Die Versuchung ist groß, sie zu kitzeln, so hübsch liegen die Füße übereinandergestapelt; sie würde die ihren mit einem Ruck von unseren dreisten Fingern befreien, wohingegen er sich kaum regen würde, ist er doch nur am Oberkörper kitzlig.

Eine nähere Betrachtung der Augenlider wird ergeben, dass sie träumt. Im violetten Dämmerlicht wird man das erhobene Rund der Pupillen gerade noch ausmachen können, das hin- und herjagt und zittert, wenn die Augen sich in den Höhlen drehen. Sie würden gern erfahren, welche Farbe die Iris unter dem Lid hat? Nun denn: Ihre sind braun, seine ebenfalls, nur dunkler. Und wenn man sie fragen könnte, wovon sie gerade träumt:

*Norden, Norden, blau und weiß; still, stumm. Jenseits der Welt in einer reinen Luft. Ich bin unbenutzt, nackte Haut im Schnee. Auf ein Bärenfell gelegt, wartend. Ich warte. Es ist Nacht, wie so lange schon, eine blau-weiße Nacht. Hier ist immer Nacht oder immer Tag, und dazwischen liegt die lange Dämmerung; die Zeit und die Glieder strecken sich in bleichem Schmerz. Am Himmel fehlt der Schmutzleck einer Stadt, er hat keine Tiefe und mag sich bis ins Unendliche ausweiten. Im Himmel oben. Das ist kein Himmel, das ist nur Luft, tiefe, indigoblaue Luft, verstreutes Silber. Manchmal zieht sich ein Streifen aus Ja-degrün, Rosa oder Gold hindurch. Dehne das Wort: auf-blitzen. Der Schlag meines Herzens zittert und schlittert übers Eis. Ich warte. Meine Haut, gänzlich in Luft getaucht. Hier schaut keiner zu, und ich bin unbekümmert.*

Sie wälzt sich im Schlaf nur wenig herum. Ihr Mann ist inzwischen aufgewacht und denkt: Ich kenne keine andere Frau, die so mühelos einschläft, die so tief schläft. Vielleicht ist es an der Zeit, seinen Namen zu verraten: Simon.

Auch Simon ist im Schlaf weit nach Norden gereist, er ist immer noch dabei, aus dem gefrorenen Meer zu steigen, von dem er geträumt hat, ein Meer voll knirschender Schollen. Auch sein Norden ist still und dunkel, aber er ist zerklüftet, eiskalt und hart. Im Traum segelte Simon durch eine sich stetig verengende Wasserrinne, bis sein Schiff schließlich von beiden Seiten gepackt wurde. Es stöhnte auf, und Simon erwachte durchfrozen, dabei ist die Luft so warm, dass sich jede Bewegung wie Schwimmen anfühlt. Und nun liegt er im bräunlichen Licht, den Rücken ans Laken geklebt, neben seiner murmelnden Frau. Er lauscht ihrem Gemurmel und denkt: Julia spricht mal wieder im Schlaf. Unbekannte Wörter. Julia, das weiß er, träumt viel, erinnert sich an ihre Träume und misst ihnen große Be-

deutung bei. Simon gehört zu jenen Menschen, die behaupten, niemals zu träumen, aber im Wirrwarr dieser unruhigen Nacht wird er es einräumen müssen beziehungsweise nicht die Kraft aufbringen, es abzustreiten. Wie viele Stunden sind vergangen, seit er sich neben seine Frau gelegt und mit ihr geschlafen und ihr beim Eindösen zugehört hat? Er ist dann selbst für eine Weile eingeschlafen; für wie viele Stunden? Ungefähr dreieinhalb. Und in etwas mehr als drei Stunden muss er aufstehen. Die roten Ziffern des Weckers zeigen 03:42 an. Auch die Zeiger seiner Armbanduhr, die wie immer ordentlich neben dem Radio-wecker liegt, geben die Zeit mit zweiundvierzig Minuten nach der vollen Stunde an. Es ist still und dunkel, und die knappen Stunden bis zum Morgengrauen gähnen ihm entgegen.

Das Meer war voller Leichen, die zwischen den Eisschollen trieben. Walkadaver, die nach dem Flensen, der Entfernung von Tran und Haut, *Krengs* genannt werden. Ein sehr lautes Wort für ein so stilles, so riesiges, so unbestreitbar totes Ding. Und ein so widerliches, wie er irgendwo gehört oder gelesen hat. Die härtesten Seebären schreckten vor dem Gestank zurück, und mit lautem Zischen traf ihr heißes Erbrochenes auf die Wasseroberfläche. In seinem Traum hat es nach Formaldehyd gerochen, weil ihm der Geruch von verwesendem Fleisch unbekannt ist.

Im Halbschlaf legt er seine Hand auf nackte Haut und denkt, Julia neben mir fühlt sich sehr weich an. Sie ist immer noch in ihrer eigenen Arktis und träumt das Folgende:

*Eistiefes Blau, glatt wie Haut, weich wie Haut, gewölbt und eingesunken. Im Mondlicht sehe ich bis zum Ufer und weiter, aber niemand kommt. Ich strecke meine Arme zum Ufer, aber niemand kommt. Seit Monaten kein Sonnenlicht, aber nun scheint der Mond hell genug auf den bleichen Schnee. Die Welt hat keine Kanten, und ich genauso wenig. Keine Distanz, die ich er-*

*messen möchte. Alle Distanzen sind überwindbar. Alles ist eins, alles ist gleich weit voneinander entfernt, von mir, auch er. Ich bin gestrandet, hier in dieser Luft, in diesem Eis, dem Indigo-blau. Aber ich weine nicht. Ich habe meinen Frieden gefunden. Meine Tränen würden nur gefrieren. Gold und Rosa am Himmel. Er kommt nicht.*

Während Julia ausgestreckt auf dem Ruhepol der sich drehenden Welt liegt, denkt der schlaflose Simon – vielleicht handelt es sich um einen seltenen Zufall – über ebenjenen Pol nach, um den wir alle kreisen. Menschen von großem Tatendrang haben unsäglich gelitten, um ihn zu erreichen. Wie Julias Urgroßonkel Edward, der sich auf dem Weg dorthin durch den Schnee gekämpft hat. Er gleicht einem Heiligtum, einer Konstante, an die man glauben kann. Simon stellt sich vor, er selbst stünde darauf und fühlte sich so erhaben, wie Edward sich möglicherweise gefühlt hatte. Stolz, zufrieden und im Bewusstsein, den Gipfel und das Zentrum erreicht zu haben, rammt er die Flagge hinein. Kann man eine Flagge ins Eis rammen? Rechnet man ernsthaft damit, dass sie stecken bleibt?

Wie Simon weiß, ist die Wahrheit eine Farce und eine Geduldsprobe. Nähert man sich dem Pol, richtet sich der wild gewordene Kompass nach einem anderen Norden aus (einem Punkt, der mittlerweile um Hunderte von verwirrenden Kilometern nach Süden gewandert ist) und zwingt den erschöpften, aber unerschrockenen Entdecker dazu, das Areal wieder und wieder abzuschreiten, um bei der Rückkehr sagen zu können: »Ich muss irgendwann darauf gestanden haben.« Nichts, was beweisbar wäre, außer die eigene Abgeschlagenheit – und nichts weiter zu essen als die Schlittenhunde, oder zumindest war es so, als Julias geliebter Vorfahr damals jene hoffnungslosen Pfade einschlug. Unmöglich zu wissen, welcher Schritt der entscheidende ist, in welchem Moment sich die ganze Erde

unter einem dreht. Man kann nicht darauf ausruhen. Über den Pol schreitet man, ohne es zu merken.

Den Dichtern lässt sich die Schuld nicht zuschieben. Die ganze Welt richtet sich danach aus. Das Gradnetz orientiert sich an diesem sogenannten Fixpunkt; eine notwendige, eine nützliche Fiktion, dabei – und genau das raubt Simon, der nicht willens ist, in sich zu gehen, den Schlaf – ist der Punkt gar nicht fixiert, er ist alles andere als ruhend. Das erzürnt Simon: Der Ruhepol wackelt. Ja, er wackelt, ein absurder und unwürdiger Begriff für die Wahrheit. Die Erde bleibt nicht konstant auf ihrer Achse. Es gibt keine lange Stange im All, die durch ihre Mitte führt und sie stabil hält. Sie schwankt, nur ein bisschen, während die Jahre verstreichen.

Die Gedanken krümmen sich und rutschen aus dem Zusammenhang und wieder hinein, bis der von seiner Wut auf die Unzuverlässigkeit der Erde ganz ausgelaugte Simon endlich wieder einschläft. Dem Radiowecker zufolge ist es 04:29, und Sie können versichert sein, dass die Zeitangabe auf diesem bestimmten Nachttisch, auf Simons Seite des Betts, korrekt ist. Die Zeiger seiner Armbanduhr stimmen überein.

Kurze Zeit später, in der sich anschleichenden Helligkeit und der Hitze des kommenden Tages, die schon in der Luft hängt, wacht Julia auf. Abrupt wirft sie die Decke beiseite (die sie in den vergangenen Stunden wieder über sich gezogen hatte) und schwingt sich aus dem Bett. Ihre Zehen versinken tief in dem dicken Bettvorleger aus weißem Fell, ein unwillkommener Luxus für ihre warmen Füße. Mit automatischer Vorsicht steigt sie über den massigen Kopf des Bettvorlegers, und ihre Fußhlen klatschen auf den Holzboden, als sie aus dem Zimmer tappt.

Das ist das Wort, das sie beim Gehen denkt, tappen. Sie tappt in den zweiten Stock hinauf, dicht an der Wand, um ein Knarren der Stufen zu vermeiden, sie durchquert den Korridor und steigt

eine zweite, krumme Treppe hinauf, ohne auch nur ein einziges Mal danebenzutreten; den Weg durch die dunkle Mitte des Hauses findet sie mit geschlossenen Augen. Vorsichtig drückt sie die schmale Tür am oberen Ende der Stufen auf.

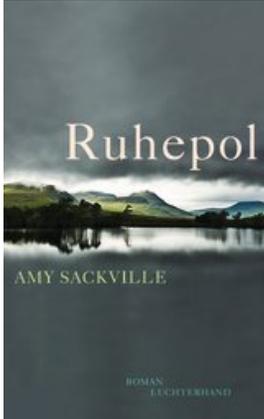
Der langgezogene Dachboden, der sich quer zur Hausfront erstreckt, ist im wörtlichen Sinn bis an die Dachbalken mit Büchern, Dokumenten, Briefen, Kisten, Winterstiefeln und Robbenfellen vollgestopft, mit Skiern und Skistöcken und Navigationsinstrumenten – die zusammengetragenen Überreste von Edwards Vermächtnis. In den Ecken sammelt sich der Staub der Jahrzehnte. Neben der Tür stapelt sich ein hoher, deplatziert wirkender Turm aus schwarzen Segeltuchkoffern, die eben erst Staub ansetzen. Vereinzelt Möbelstücke, die letzten Überbleibsel ehemals prächtiger Ensembles, verblasen und verfallen hier oben; eine Chaiselongue steht trotz der abgewetzten Kanten verführerisch ausgestreckt. Irgendjemand hat Monate damit zugebracht, auf ihr zu faulenzten: auf dem Boden daneben liegt ein Zeitschriftengestöber – wärmende Eintopfrezpte für die Wintersaison, Frühjahrsmode, die besten Strandromane für den Sommer –, dazu die gesammelten Zeitungsbeilagen aus drei Quartalen. An der Wand steht ein kleiner Sekretär, auf dessen grüner, lederner Schreibtischunterlage sich scheinbar wenig benutzte, in schwarzes Leder gebundene Tagebücher stapeln. Darum verteilt steht ein Durcheinander aus gerahmten Fotografien, Bechern mit Stiften, Briefbeschwerern und anderen Nippes.

Über der ganzen Szene schwebt, sicher haben Sie es schon bemerkt, ein Eisbär, dessen Kopf die Dachbalken berührt. Ein Weibchen, welches sich mit beschützerischem Gebrüll über das neben ihr kauernde Jungtier erhebt. Tatsächlich gibt es hier oben eine ganze Menagerie aus einhundert Jahre alten Trophäen, die natürlich allesamt vor langer Zeit ausgestopft wurden. Simon würde die Stirn runzeln – sein bevorzugter Ausdruck ist

»präpariert«. Genau genommen gehören die Tiere Julia, aber Simon ist derjenige, der sich um sie kümmert. Er ist sehr versiert geworden in der Pflege von Pelz, Federn und Häuten, obwohl seine eigenen Präparate mit ihrem feinen, staubigen Fell viel kleiner sind und anderswo in Schubkästen sorgfältig aufgespannt liegen.

Warum ist sie in dieser dunkelvioletten Stunde heraufgekommen, Julia allein zwischen den Tieren, zwischen geerbten Relikten und toten Dingen aus dem letzten Jahrhundert? Sicher steht sie nicht jeden Morgen so früh auf, dann wiederum hat sie keine festen Gewohnheiten. Sie ist aufgewacht und wie unter einem halbbewussten Zwang heraufgeschlichen; vielleicht ist sie auf der Suche nach der Stille des Schlafes, nach Arktisblau in der sommerlichen Morgendämmerung. Die Gazelle am Fenster schaut sie hoffnungsvoll aus Rehaugen an, aber Julia geht nicht so weit, sich zu fragen, worauf das Tier hofft. Sie streichelt sein Fell und wischt sich schuldbewusst die feinen Haare von der Handfläche. Insgeheim nennt sie das Tier Maria, was sie Simon aber nie erzählt hat aus Angst, ausgelacht zu werden (ihre Angst mag begründet sein, doch sie hat auch nie gesehen, wie liebevoll ihr Mann die lateinischen Namen auf die Etiketten schreibt).

Wie das Schlafzimmer geht der Dachboden auf die fast schon aufgehende Sonne hinaus. Die Luft ist von einer seltsamen Heiligkeit durchsetzt, die Julias nackte Haut vergoldet und ebenso die Glasaugen, in denen sie sich spiegelt. Sie öffnet ein Giebelfenster und lehnt sich in die anbrechende Dämmerung hinaus. Eine feuchte Kälte erfrischt die vom Vortag immer noch schwüle Luft, eine dunstig grüne Ahnung von Glanz, den die Morgensonne wegbrennen wird. Sie schließt die Augen und genießt den Tau wie ein Elixier auf ihren Lidern: Julia, verzaubert. Könnten wir hinter dem Fenster des gegenüberliegenden Hauses stehen und sie und den Dachboden in ihrem Rücken beobachten – aber



Amy Sackville

**Ruhepol**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 352 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-630-87335-0

Luchterhand Literaturverlag

Erscheinungstermin: Januar 2012